wechselte sie mit Arne, dann ließ sie sich zutraulich neben Karen nieder, zugleich deren Hand zärtlich drückend.

Aber in der offenen Brüstung standen Olaf und Helga. Der düstere Ernst, welchen Brandvold bisher zur Schau getragen hatte, verließ ihn auch nicht, als er Olaf das Glück seiner Tochter an's Herz legte.

Du sollst Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen, den du dir auserkoren hast, wandte er sich wieder an Helga. Was er weiter hinzufügen wollte, erstarb. Leichenfarbe bedeckte sein Antlitz, und indem er mit bebenden Lippen nach Worten rang, rollten schwere Thränen über seine Wangen. Der Vater hatte über den Fanatiker gesiegt. Mit einer hastigen Bewegung schloß er Helga in die Arme: Gott segne dich, mein Kind, Gott segne dich, meine Tochter, wiederholte er, und er küßte die still Weinende zärtlich; doch nun geh, geh, mache mir den Abschied nicht noch schwerer.

Er legte sie in Olaf's Arme, der sogleich mit ihr die Treppe hinabzusteigen begann, während er selbst, noch immer gegen die ihn fast überwältigenden Empfindungen ankämpfend, sich nach dem Quarterdeck hinaufbegab.

Als er oben eintraf, war der Fanatiker wieder in seine vollen Rechte eingetreten. In religiöser Verzückung, wie nach Darbringung eines Märtyreropfers, glühten seine Augen. Nur die bleiche Farbe wollte nicht so schnell weichen.

Schnell hüllte die Mistletoe sich in alle ihr zur Verfügung stehende Leinwand ein. Die Briefe, welche ihre Segel zum westlichen Lauf blähte, trieb den flinken Kutter in den Sognefjord zurück.

Ende.

Welcher war der Verrückte?

Der verstorbene Doktor Brierre de Boismont leitete über 40 Jahre eine der besten Irrenanstalten in Paris; er war mit allen Künstlern und Literaten seiner Zeit befreundet, welche oft mit ihm speisten, häufig in der Absicht, an den verschiedenen Stadien und Arten des Wahnsinns Studien zu machen. Eines Tages entspann sich eine lebhafte Debatte zwischen dem Arzte und einem reichen Bankier, welcher behauptete, daß es selbst für Laien leicht sei, den Irrsinn an einem Individuum zu erkennen. „Im Gegentheil," sagte der Doktor, „ich habe ein Dutzend Kranke in meiner Behandlung, welche außer ihrer fixen Idee ebenso gesund und vernünftig sind, wie Sie, oder die es wenigstens zu sein scheinen. Ich gehe eine Wette mit Ihnen ein, daß ich Sie zu einer kleinen Tischgesellschaft lade, in welcher einer der Gäste einer meiner hoffnungslosesten Fälle ist, und daß Sie den ganzen Abend mit ihm zubringen werden, ohne ihn herauszufinden." „Angenommen!" versetzte der Banquier, und das Diner wurde für den nächsten Montag anberaumt. Nach vollendetem Mahle näherte sich der Irrenarzt dem Banquier und fragte ihn lächend: „Nun, haben Sie den Irren entdeckt?" — „Pah!" erwiderte der Banquier mit gewissermaßen verächtlichem Achselzucken, „ich hatte ihn bereits erkannt, ehe er volle fünf Minuten bei Tische saß; — es war Ihr Nachbar zur Linken. Es war aber auch in der That nicht schwer, zu dieser Erkenntniß zu gelangen, wenn man ihn von seinen chimärischen Unternehmungen faseln hörte, welche ihm so fabelhafte Summen eintragen sollen. Das ist ja der fertige Tollhäusler! Ich konnte mich auch nicht enthalten, diese Bemerkung meinem Nachbar gegenüber zu machen, der mir auch vollständig beipflichtete." — „Welchen Nachbar meinen Sie?" — „Den, der mir zur Linken saß, — wirklich ein ruhiger, unterrichteter, eleganter Mann. Wer ist er denn?" — „Nun sehen Sie," versetzte lächelnd Dr. Brierre, „gerade der war der Kranke, von dem ich Ihnen gesprochen habe; der Herr aber, der mir zur Linken saß, war Honore de Balzac!"

Ein allerliebstes Beispiel

von der sorglosen Freigiebigkeit des älteren Dumas bringt „La vie moderne". Derselbe war s. Z. ebenso berühmt wie es jetzt — die filzige Tantiemengier des Millionärs Dumas fils ist. Erzählen wir also:

Alexander Dumas Vater bemerkt, daß er kein Geld bei sich hat. Er fährt durch die Avenue Frachot und hält bei seinem Freund Paul Meurice an.

Derselbe ist ausgegangen, Dumas wird von dessen Frau empfangen.

„Lieber Dumas, was wollen Sie von meinem Gemahl?"

„Ach, nichts Wichtiges," entgegnet Dumas, und bekennt ihr seine Verlegenheit.

„Ich bin ganz trostlos", jammerte Madame Meurice; „mein Gemahl trägt den Schlüssel zur Kasse stets bei sich, und ich habe nur etwa, was ich in der Wirthschaft brauche."

„Wie viel?"

„Mein Gott, kaum mehr als ein Zwanzigfrankstück."

„Geben Sie her; Sie bedürfen des Geldes für heute Abend nicht so nothwendig wie ich, ich brauche hundert Francs, aber der Anfang ist doch da, und es müßte mit seltsamen Dingen zugehen, wenn ich den Rest nicht binnen einer Stunde zusammenbrächte."

Er nimmt das Goldstück, drückt der Frau Meurice die Hand und will davon eilen. Sie hält ihn zurück:

„Da fällt mir ein; Sie lieben, so viel ich mich erinnern kann, die kleinen Pfeffergurken; ich habe welche einmachen lassen und für Sie einen Topf reservirt."

„Wie liebenswürdig! Geben Sie!"

„Nein, mein Dienstmädchen soll ihnen den Topf in den Wagen tragen."

Dumas eilt in den Wagen, das Mädchen mit dem Topf folgt ihm; er setzt sich, nimmt den Topf, stellt ihn neben sich hin und wendet sich zum Dienstmädchen:

„Danke schön, liebe Kleine! Bist ein niedliches Kind."

Er sucht in der Tasche und fügt hinzu:

„Hier hast Du etwas für Deine Mühe!"

Und er drückt ihr das Goldstück in die Hand, welches ihm Frau Meurice soeben geborgt hat.

Kleine Kräfte und große Wirkungen.

Von Dr. A. Bernstein.

Wenn der Sturm den Wald durchtobt und mächtige Bäume entwurzelt und umstürzt, so erscheint er uns als eine mächtige Naturkraft, weil wir ihn nach dem Maßstab der geringen Kraft schätzen, welche unser schwacher Arm dagegen auszuüben vermag — Wir beachten hierbei nicht, daß es auch eine Naturkraft war, die den Baumstamm gar so mächtig heranwachsen ließ. Wir lassen die ungeheure Summe der Einzelkräfte unbeachtet, die den umgestürzten Stamm aus einem kleinen, schwachen Keime zu einem Riesenbaume herangebildet haben.

Aus diesem Beispiel können wir so recht entnehmen, wie wir in unseren alltäglichen Anschauungen nur diejenigen Prozesse in der Natur als Kraft auffassen, die in plötzlichen Impulsen wirksam sind, und wie von einer willkürlich angefachten Macht überraschend und erschreckend eintreten, daß wir dagegen die Summe der kleinen und kleinsten Kräfte umgeschätzt an uns vorüberziehen lassen, in welchen in Wahrheit die wirkliche Kraft der Natur besteht.

Im Allgemeinen kann man den Unterschied dieser Schätzung der Naturkraft dahin bezeichnen, daß uns nicht die aufbauende, sondern die zerstörende Wirksamkeit der Naturprozesse als Kraft erscheint. Wir sprechen von der Kraft des Erdbebens, von der Gewalt des Sturzbachs, von der Wirkung der stürzenden Lawine, von der Mächtigkeit des Cyklon-Sturmes, die das ruhig wirkende Naturleben durchbrechen. Es erscheint in der gewöhnlichen Anschauung das in Ruhe wirkende Naturdasein als kraftlos und nur dasjenige mit Kraft ausgestattet, was zerstörend und vernichtend dem regelrechten Laufe der Natur entgegenwirkt. Man darf sich daher nicht wundern, wenn die von dichterischen Anschauungen erfüllten alten Völker gerade in den zerstörenden Eingriffen der Naturerscheinungen eine willkürliche Götterkraft erblickten. Der oberste der Götter mußte ein Donnerer sein, der den Blitz mit seiner Hand herab auf die Erde schleudert. Der Sturm mußte ein Gott sein, der aus der Höhle herausfährt, über Feld und Wald Vernichtung bereitet, der Sturzwellen im Meer aufthürmt und die Schiffe des ohnmächtigen Menschengeschlechtes im Zorn zertrümmert. — Auf diese Vorstellungen gründete sich die Furcht vor den Göttern, welche die Basis der sogenannten Gottesfurcht bildet. Neben den gefürchteten Göttern, vor deren Kraft man zitterte, stellte sich dann auch die Verehrung und das Anbeten der Götter ein, welche wohlthätig in der Natur zu wirken schienen. Ein klarer Himmelsdom, von dem die Wolken verscheucht waren, das Aufstrahlen des Mondes und das Leuchten der Sterne verleiteten zu der Götterverehrung, durch welche man vermeinte, die Gunst der himmlischen Mächte erringen zu können.

All diese Mißverständnisse über das Verhältniß des Menschen zu der Natur wurden wachgerufen durch die irrige Vorstellung über die Macht der Naturkräfte. So lange man die Kraft nach dem Maßstabe der zerstörenden und vernichtenden Wirkungen abschätzte, die hin und wieder wie willkürliche Eingriffe in den ruhigen Verlauf des Naturdaseins eintreten, so lange mußte die Natur als kraftlos und die Götter als die Repräsentanten der Kraft erscheinen. Seitdem jedoch an die Stelle der herrschenden dichterischen Anschauungen die Einsicht der Wissenschaft getreten ist, seitdem beginnt der dichterische Wahn von der allmächtigen Götterherrschaft zu schwinden, und es trat an deren Stelle das Streben, die nicht in die Augen fallenden Kräfte der schaffenden Natur kennen zu lernen, um zu begreifen, wie sich kleine Kräfte zu großen Wirkungen verbinden.

Seitdem man weiß, daß der lauteste Schall nichts ist, als eine in Schwingung versetzte Luftwelle, welche das sehr feine, dünne, schwache Trommelfell unseres Ohres erschüttert, fürchtet man den Donner nicht mehr. Der Schall, wenn er auch erschreckend auf uns einwirkt, ist keine mächtige Kraftäußerung eines entrüsteten Gottes. Der Schall ist so ohnmächtig, daß er nicht einmal im Stande ist, ein Sandkörnchen wirklich von seinem Orte fortzubringen, das wir durch den Hauch unseres Mundes fortblasen. Der Schall erschüttert die Ruhelage aller Gegenstände, welche von der Welle getroffen werden; aber er vermag nur ein Erzittern der allerkleinsten Theilchen der Materie hervorzurufen und ist zu schwach, um eine fortbewegung zu erzeugen. Der leiseste Wind vermag das Segel eines Schiffes zu schwellen und das Schiff auf der Wasserfläche dahin zu treiben; aber der allerstärkste Kanonendonner fliegt mit der Geschwindigkeit von 300 Meter in der Sekunde an dem Schiff vorüber, ohne es von der Stelle zu bewegen. Wie klein die wirkliche Kraft des Schalles ist, das zeigt uns eine der schönsten Erfindungen unserer Zeit, das Telephon, welches den Schall meilenweit auf eine feine Eisenplatte überträgt, ohne daß unser Auge im Stande ist, das Erzittern dieser Platte zu bemerken. Man kann im Telephon in Verbindung mit einem Mikrophon einen Donnerschlag in Potsdam auch in Berlin hörbar machen, und zwar so stark hörbar machen, als ob es dicht neben dem Hörer, der sein Ohr mit dem Telephon bewaffnet hat, donnerte. Daß man da aufhören muß, den „allmächtigen Donnerer" zu fürchten, versteht sich von selber.

Mit einer mächtigen Kraft scheint der Blitz ausgestattet; aber, wer es bedenkt, wie man mit einer sehr schwachen Lanze aus Metall, mit einem Blitzableiter, der kaum dicker zu sein braucht, wie ein Leitungsdraht an unseren Telegraphenstangen dem Blitze schleudernden Jupiter den Weg seiner allmächtigen Geschosse anzuweisen und seinen Zornausbruch in ein harmloses Vergnügen zu verwandeln, der wird wohl einsehen, wie die kleinen Kräfte des Blitzableiters mächtiger in der Wirkung sind, als der Zorn des Gottes, dem man die Allmacht des Himmels und der Erde zugeschrieben. Der Blitzableiter an der Kirche ist jetzt nicht mehr eine Ketzerei, als welche er zu Anfang seiner Erfindung noch frommen, gottesfürchtigen Männern erschienen ist.

Was aber steckt in dem schwachen Blitzableiter, das ihn mächtig genug macht, um den Zornesboten des allmächtig scheinenden Gottes die Marschroute vorzuschreiben? Es ist eine kleine, sehr kleine, tief verborgene Kraft, welche man elektrische Leistungsfähigkeit nennt, die in jedem Atom des Metalles steckt, das den elektrischen Strom leitet. Und diese kleine Kraft ist groß in der Wirkung. Sie erzählt uns zwar nicht, was im Himmel vorgeht, aber sie bringt uns trotz aller Meeresgötter durch den Meeresabgrund per Kabeldepesche ganz genaue Nachrichten über das, was in den fernsten Welttheilen passirt.

Ein recht schlagendes Beispiel von der Kleinheit wirklicher Kräfte und der Größe ihrer Wirkungen bietet uns die gesammte Telegraphie.

Was sieht unser Auge in einer Telegraphen-Station?

Da steht eine Reihe von mäßigen Gläsern gefüllt mit Flüssigkeiten, in welche zwei verschiedene Metalle eingetaucht sind. Man nennt diese Sammlung von Elementen eine Batterie, die an sich ruhig dasteht und nicht die leiseste Spur einer Kraft verräth. Gleichwohl wissen wir, daß man durch geeignete Einrichtungen im Stande ist, eine Wirkung dieser Batterie auszuüben auf einen Apparat, der sich an vierhundert Meilen jenseits des Weltmeeres in einem andern Welttheil befindet. Welch' andere unseren Sinnen sich verrathende Kraft wäre wohl mächtig genug, um auf solche Entfernung eine Wirkung auszuüben? Keine Riesenkanone würde das vollbringen. Kein Vulkan würde in seiner Wirkung auch nur den zehnten Theil dieser Strecke mit seiner Kraft durchdringen. Kein Erdbeben, das einen ganzen Welttheil zertrümmert, würde auf solche Entfernung bemerkbar werden. Ja, ganz Europa könnte urplötzlich in einen Krater von Meerestiefe versinken, und es würde sich dies Ereigniß in Amerika kaum an den Gestaden des Meeres durch einen heftigen Wellenschlag verrathen. Wenn jedoch in unserer Telegraphen-Station zwei Drähte an der Batterie so eingerichtet sind, daß der eine in die Erde hineingeht und der andere den Draht eines Kabels berührt, der bis zu einer Station in Amerika reicht, so wirkt dies in so außerordentlichem Grade, daß man dadurch eine Verständigung zwischen Welttheil und Welttheil herbeiführt.

Blicken wir nun gar noch auf den Stand der Mikrophonie und der Telephonie, so dürfen wir mit voller Sicherheit voraussagen, daß die Zeit nicht mehr fern ist, in welcher man im Stande sein wird, durch die Kombination von äußerst kleinen Kräften Worte in Amerika deutlich zu vernehmen, die man in einer dazu hergerichteten Station in Europa spricht, Worte mit gewöhnlicher Stimme gesprochen, welche mit unbewaffnetem Ohre man im Nebenzimmer der europäischen Station nicht mehr vernimmt.

Was sind die sogenannten großen Kräfte gegen diese Kombination der kleinen?

Ist denn aber die Telegraphie wirklich eine Kombination von kleinen Kräften? Ist nicht die Elektrizität an sich selbst auch eine große Kraft? Vermag man ja durch Elektrizität Flammen zu erzeugen, welche dem Sonnenlicht an Kraft nahe kommen? Ist man ja auch im Stande, durch den elektrischen Strom explosive Massen zu entzünden, die Felsen sprengen?

Es mag sein, daß man gegenwärtig, wo man die mächtige Wirkung der Elektrizität vor Augen hat, stark geneigt ist, sie auch zu den großen Kräften zu zählen; aber dieser Verwechselung von Kraft und Wirkung liegt dennoch eine irrige Anschauung zu Grunde. Die Kraft ist in Wirklichkeit klein, und nur durch eine wissenschaftliche Kombination ist ihre Wirkung groß. Ein Blick auf die Geschichte der Elektrizität wird dies noch deutlicher darthun, als alle bisher vorgeführten Beispiele.

Nachdem Jahrtausende und Jahrtausende vergangen waren, in welchen die Menschen keine Ahnung von der Existenz einer elektrischen Kraft hatten, begannen sie oft vor wenig Jahrhunderten die Aufmerksamkeit auf die Eigenschaft einzelner Körper zu richten, welche durch Reiben ihrer Oberfläche die Fähigkeit erlangen, leichte Fäserchen anzuziehen und wieder abzustoßen. Durch eine glückliche Konstruktion und eine sinnreiche Composition dieser Fähigkeit kam man dahin, eine Elektrisirmaschine darzustellen, an welcher man zum Erstaunen aller Beobachter sah, daß sowohl die anziehende wie abstoßende Kraft sich in Funken äußern, die blitzartig erscheinen und von einem Körper in den andern überspringen. Da kam ein feinsinniger Denker auf die kühne Idee, daß am Ende der Blitz aus den Wolken auch nur ein elektrischer Funke sein möge, der zur Erde herniederfährt, und man auch wohl diesen großen Funken so ableiten könne, wie es mit dem Funken der Elektrisirmaschine der Fall ist.

Es hatte sich kaum dieser kühne Gedanke bewahrheitet, da trat gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die wissenschaftliche Beobachtung mit einer neuen Kombination einer noch kleineren Kraft auf, um schließlich durch sie eine ganz ungeheure Wirkung zu erzielen. Es ist dies der elektrische Strom der galvanischen Elemente, welche wir bereits in Betracht gezogen haben. Der Strom pflanzt sich im Moment, wo ein Leitungsdraht der Batterie den Kabeldraht berührt, auf hundert, ja auf tausende von Meilen in einer einzigen Sekunde fort. Wie dick mag wohl der Draht sein, der solche Wirkung ausübt. Nun, Sie wissen es wohl Alle, daß der eigentliche Kabeldraht, die Seele des Kabels, welches tief auf dem Grunde des Weltmeeres liegt, nicht dicker ist, als eine gewöhnliche Stricknadel, und der Draht aus der Batterie, welcher den Draht der Leitung berührt, ist nicht viel stärker als ein mäßiger Stecknadelknopf, und gleichwohl sehen wir, wie diese Berührung von sehr kleinen Punkten die erstaunliche Wirkung auf viele, viele hunderte von Meilen ausübt!

Gegenwärtig ist die elektrische Wirkung in noch viel höherem Grade durch die Anwendung von Magneten gesteigert.

Hierbei spielt nicht einmal eine Berührung zwischen Eisen und Magneten die Hauptrolle, sondern nur die Annäherung und das Entfernen der beiden Theile des magneto-elektrischen Apparates ist die Grundursache der wirksamen Ströme. Dabei ist die Kraft eines Magneten für unsere Sinneswahrnehmung so geringfügig, daß wir die Pole des allerstärksten Magneten mit der Hand berühren können, ohne auch nur eine Spur von der Kraft zu merken, die in demselben schlummert. Wenn wir nicht wissen, daß wir einen Magneten in Händen haben, sind wir nicht im Stande, durch unsere sonst so feinen Sinneswerkzeuge den existirenden Magnetismus nachzuweisen. Man sieht den Magnetismus nicht, man hört ihn nicht, man fühlt, man schmeckt und riecht ihn nicht, und gleichwohl hat er eine gewaltige Macht, wenn man ein Stück Eisen in seine Nähe bringt. Es tritt hier also eine ganz immense Wirkung in einer für unsere Wahrnehmung ganz und gar unmerklichen Kraft auf.

Aber nicht blos in den physikalischen und chemischen Erscheinungen erweist es sich, daß kleine Kräfte große Wirkungen ausüben, sondern auch in den lebenden Gebilden der organischen Welt spielen die kleinen und kleinsten Kräfte eine Hauptrolle in der Wirkung.

Bevor uns die Naturwissenschaft einen Abschluß über das Wachsthum einer Pflanze gab, hatte man keine Ahnung davon, daß Millionen und Millionen von ganz kleinen Kräften hierbei thätig sind. Erst das Mikroskop lehrte uns, daß selbst im kleinsten Blättchen einer kleinen Pflanze Tausende von ganz kleinen Oeffnungen vorhanden sind, in welche die unendlich kleinen Atome der der atmosphärischen Luft eintreten und wieder austreten. In unserer Atmosphäre befindet sich eine sehr geringe Spur von Kohlensäure, deren Existenz wir nur durch die feinsten und empfindlichsten chemischen Untersuchungen nachweisen können. Aber die äußerst feinen Oeffnungen in jedem Blättchen der Pflanzenwelt verstehen die Kunst, die Kohlensäure einzusaugen, die Kohle dabei in sich aufzunehmen und zurückzuhalten und den Sauerstoff wieder auszuhauchen. Die Säfte der Pflanze, welche von der Wurzel in außerordentlich feinen Kanälen aufsteigen, werden dadurch kohlenhaltig, und dieser Kohlenstoff bildet den Hauptbestandtheil der Festigkeit der Pflanzen, das Holzgerüst, das zu ihrer Existenz unumgänglich ist. — Es lebt und wächst der allerkräftigste Stamm des riesigsten Baumes nur von den außerordentlich kleinen Kräften heran, die in den dem gewöhnlichen Auge ganz unmerkbaren kleinen Oeffnungen der Tausende von Blättern existiren, die in die Luft hineinragen.

Die Kraft ist klein; aber die Wirkung der kleinen Kräfte ist groß.

Steinigt sie.

Das Unglück stirbt nicht aus. Vor einigen Tagen war im wiener Gerichtssaal wieder eines jener Familienbilder zu sehen, die in die große Galerie vom menschlichen Elend gehören. Ein junges Weib hatte einen flüchtigen Augenblick lang von Glück geträumt. Es blieb ihr nicht einmal so viel Zeit, um einige kümmerliche Brosamen von diesem Glück zu erhaschen. Dann legten sich schwere, nächtige Schatten auf ihr Leben, die drückten und drückten rastlos. Die Ehe wurde ihr zu einer unerschöpflichen Quelle der Leiden. Sie mußte die ganze Stufenleiter der Schmerzen durchmachen, die ein Weib unglücklich machen können, von der Verletzung ihrer unschuldigen Eitelkeit angefangen bis zu dem Jammer, sich und ihre unmündigen Kinder, vom eigenen Manne schrecklich mißhandelt, aus dem Hause gejagt und dem Hunger preisgegeben zu sehen. Das Ende war — Ehebruch.

Theresia Erle war von ihrem Manne wegen Ehebruchs verklagt worden. Bei dem Eintritt in das Gerichtszimmer zitterte sie so heftig, daß der Richter ihr mitleidigen Tones gestattete, sich sitzend zu verantworten. Der Kläger Gustav Erle war selbst erschienen, um die Anklage gegen seine Frau zu führen; er hatte sich ein Strafgesetzbuch mitgebracht und zitirte daraus im Laufe der Verhandlung unermüdlich den Paragraphen Fünfhundert und zwei. Mit böser, heiserer Stimme fiel er jedesmal, wenn seine Frau eine neue Seite ihres Unglücks aufdeckte, ein: „Aber § 502...." Mit demselben unversöhnlichen Ausdruck in Wort und Miene antwortete er dem Richter auf jede Frage: „Aber § 502...." Es schien, als ob der Mann von keinem anderen Gesetze je gehört habe, als von dem § 502, und als ob alle Freude und alle Wonne für ihn darin bestehe, daß seine Frau verurtheilt werde nach diesem § 502. Sie wurde aber nicht verurtheilt.

Die unglückliche junge Frau erzählte unter Thränen, mit leiser, klagender Stimme die Geschichte ihres Falles. „Wir sind jetzt sechs Jahre verheirathet," sagte sie, „für mich war es aber eine böse Zeit. Ich war siebzehn Jahre alt, als ich mich in ihn verliebt, siebzehn Jahre erst, was konnte ich damals viel ahnen? Er hat sich ein Spielwaarengeschäft eingerichtet mit meiner Mitgift, es ging aber schlecht. Da hat er haben wollen, daß ich die Eltern noch um Geld bitten soll. Anfangs ist es gegangen, dann aber haben die Eltern immer schrecklich geweint. „Mein Kind," hat mir der Vater gesagt, „wie soll ich Dir helfen, wir haben ja schon selbst nichts mehr, wir haben Dir Alles gegeben, Dir und Deinem Mann." Er hat mir aber nicht glauben wollen, wenn ich nach Haus gekommen bin nnd gesagt habe, der Vater ist ganz arm geworden. Und da hat er mich zu schimpfen angefangen und hat immer geschrieen: „Was? sie wollen nichts hergeben? da kannst Du wieder zu ihnen zurück. Ich hab' Dich nicht Deiner Schönheit wegen genommen, Geld hast Du nicht, schön bist Du nicht, hinaus mit Dir, Du Luder, hinaus Canaille." So hat er geschimpft, keine Schlechtigkeit, die er mir nicht zugerufen hat. Jetzt habe ich ein Kind bekommen, aber er hat sich nicht darauf umgeschaut und hat das Kind geschlagen, daß es ein Jammer war.

„Einmal aber hat er das Kind so schrecklich geschlagen, daß es halbtodt war, es ist ganz blau geworden im Gesicht. Das hab' ich nicht mehr aushalten können. Ich bin aufgesprungen und hab' mit ihm gerauft, daß er das Kind in Ruh lassen soll. Da hat er mich an den Zöpfen ergriffen und zu Boden gestoßen und mit beiden Fäusten geschlagen. Und von nun an war das mein tägliches Brod: Schläge und Schläge und nichts als Schläge. Ich hab' den Schmerz verbissen des Kindes wegen. Endlich, als ich wieder in anderen Umständen war, haben die Hausleute gesagt, ich muß fort von ihm, sonst geh' ich zu Grunde. Ich bin also fort und habe bei meinen Eltern entbunden. Wie ich wieder zurückkom', was seh' ich? Er hat sich eine Wirthschafterin genommen und lebt mit ihr und will sie nicht weglassen und will mich nicht weglassen. Da hab' ich in meinem eigenen Hause Dienstbot' sein müssen. Er und die Wirthschafterin haben in unseren Betten geschlafen, die Kinder aber und ich haben in der Küche schlafen müssen, und ich habe kochen und einkaufen und die Kleider und Stiefel putzen müssen, ihm und seiner Geliebten. Wenn ich gedroht habe, daß ich das nicht ertragen kann, dann Schläge und Schläge und nichts als Schläge. Und ich hab' Alles für die Kinder ertragen.

„Endlich hat's mein Vater durchgesetzt, daß ich von ihm geschieden wurde. Ich bin seine geschiedene Frau, und er klagt mich jetzt vor Gericht Ja, ich hab' die Ehe gebrochen, Herr Richter, der Joseph Buber, mit dem ich eine kurze Zeit gelebt habe, der hat mir ein Geschäft eingerichtet, der hat meine Kinder monatelang ernährt, er war guf und treu und ein goldenes Herz und hat meine Kinder lieber gehabt als ihr eigener Vater."

Das Beweisverfahren ergab die volle Wahrheit der Aussagen der Angeklagten. Es ergab aber auch, daß diese ihr Verhältniß zu Buber schon vor mehr als acht Monaten gelöst habe. Demgemäß wurde Therese Erle wegen Verjährung des Deliktes freigesprochen.

Frevelhafte Kindertrachten.

Unter dieser Ueberschrift veröffentlicht die „Social-Korrespondenz" folgenden sehr beherzigenswerthen Artikel: „Schon oft ist man in den Kampf gegen unsinnige, unsittliche und gesundheitswidrige Kindertrachten eingetreten — häufig vergebens, zuweilen aber doch mit Erfolg. So mögen denn hier wieder einmal einige Mahnworte zum Schutz der Kinder, zunächst der kleinen Mädchen und mit ihnen zum Besten des ganzen jungen Geschlechts eine Stätte finden. Schon seit Jahren ist die schnöde Unsitte der ganz kurzen Kleidchen für kleine Mädchen eingerissen. Als sie aufkam, gingen die Damen noch in Schleppen einher, man fand es vernünftig, daß wenigstens die Kinder Kleider trugen, in denen sie sich frei bewegen und tummeln konnten. Aber dieser Zweck wird doch nicht minder erreicht, wenn die Röckchen eine Handbreit über dem Fußknöchel enden, statt wie jetzt kaum die Knie zu bedecken, an denen auch alle Unterröckchen und Hösschen enden. Das sieht nicht blos häßlich aus und ist ungesund — denn wenn auch Strümpfe oder Gamaschen von Wolle die Beine bis über die Knie zu bedecken, ist es doch kein ausreichender Schutz gegen Erkältung im Winter, namentlich des Unterleibes — sondern das Schlimmste, was der weiblichen Jugend geschehen kann: es läßt das Gefühl der Scham nicht aufkommen oder ertödtet es, wo es vorhanden. Leider sahen wir nun aber gar nicht blos ganz kleine, sondern auch Mädchen bis zu zehn und zwölf Jahren in solch anstößiger Tracht, welche im Laufen und Sitzen die Hälfte des Körpers den Blicken preisgiebt. Werden die Kinder da von rohen Straßenbuben verhöhnt und beschimpft, wie es oft vorkommt, so haben nicht diese, sondern die Eltern, die ihre Kleinen so auf die Straße schicken, die Hauptroheit begangen und die darauf folgende veranlaßt. Bricht nun ein so fein gekleidetes Mädchen der gebildeten Stände dabei in Thränen aus, so sind das nicht Thränen erwachender Scham, sondern des Aergers und Zornes, daß ein gemeiner Straßenbube das Modedämchen verspotten darf. Damit verhärtet sich die Schamlosigkeit noch und steigert sich zum Standesdünkel. Daß gerade in den letzten Jahren an Kindern begangene Verbrechen der schändlichsten Art sich auffallend vermehrt haben, ist bekannt. Liegt da nicht der Gedanke nahe, daß zwischen diesen Verbrechen und jener Kindertracht ein ursächlicher Zusammenhang stattfinden könnte? Was steht von einer Kindheit zu erwarten, die nicht schamhaft erzogen wird?"

— Das kürzlich niedergebrannte Arcadia-Theater in Petersburg war das hübscheste Sommertheater der Stadt. Der Brand entstand zur Mittagszeit, in einer Pause zwischen den Proben, und zwar durch das Offenlassen eines Gashahnes in der Garderobe der Schauspielerinnen. Andererseits geht auch das Gerücht von Brandstiftung. Zwei verdächtige Personen wurden arretirt. Nichts ist vom Theater gerettet worden. Es sind werthvolle Requisiten, Kostüme und Instrumente verbrannt. Das Feuer griff in dem ausgetrockneten Holzbau so rasch um sich, daß die Rettung der Bühnenrequisiten absolut undenkbar war. Der Verlust beträgt eine halbe Million Rubel.

— Schweizer Volksglauben. Wenn Jemand bei einer Tenne, wo die Dresscher bei der Arbeit sind, vorbeigeht, so kann er deren Anzahl ermitteln, wenn er scharf auf den Rhythmus der Dreschflegel achtet. Sind ihrer zwei, so klingt es, als sagten die Flegel: „Barthol, Barthol!"; bei dreien hört man: „Bartholo, Bartholo!"; bei vieren: „Bartholomä, Bartholomä!" und bei fünfen: „Bartholomäus, Bartholomäus!" Es soll das der Grund sein, weshalb die Dresscher diesen Apostel als ihren Schutzheiligen verehren.

Wohlgemeinte Warnungen für Bäckergesellen und Solche, die es werden wollen.

Bei Bäckereien und Conditoreien betrug die Unfallziffer, auf 100,000 männliche Personen reduzirt, 1215, bei Steinkohlenbergwerken 767. Geh. Rath Bödiker, Unfallstatistik des deutschen Reiches für das Jahr 1881.

Einleitendes.

Der Bergmann, der beim Grubenlicht
Im Bergesschooß die Kohle bricht,
Wohl ist er von Gefahr bedroht,
Und stets umlauert ihn der Tod.
Allein viel schlimmer ist daran
Der wackre, heldenkühne Mann,
Der sich frisch, fröhlich, fromm und frei
Geweiht der edlen Bäckerei.
Wer mit dem Backen sich befaßt,
Dem sag' ich warnend: Aufgepaßt!

Die Gefahren des Backtrogs.

Wenn in dem Backtrog stark und wild
Der Teig in Gährung schwillt und quillt,
So hüte dich zu deinem Frommen,
Demselben allzu nah' zu kommen.
Bringst du zu nah' ihm dein Gesicht,
Verlierst du leicht das Gleichgewicht
Und mit dem Haupte fährst du gleich
Tief in den weichen Unglücksteig.
Dann kannst du leicht um's Leben kommen,
Weil dir die Athmung ist benommen;
Eh' zehnmal deine Uhr getickt,
Bist du im Teige dann erstickt.
D'rum sag' ich: Vorsicht allezeit!
Der Teig ist keine Kleinigkeit.

Die Gefahren des Ofens.

Kommt aus dem Ofen gar und braun
Das Brot gar lieblich anzuschau'n,
So kriecht der wackere Gesell
Wohl selber in den Ofen schnell,
Daß er zum Lohne seiner Schläue
Sich schlafend d'rin der Wärme freue.
Nun habe weislich darauf Acht,
Daß er nicht wieder wird entfacht,
Indeß du still und ahnungslos
Noch ruhst in seinem dunklen Schoß;
Es würde bald, du kannst es glauben,
Dir Qualm und Gluth das Leben rauben.

Die Gefahren des frischen Brotes.

Gar Mancher gibt dem Brot den Preis,
Wie's aus dem Ofen kommt noch heiß;
Er fragt nicht lang, ob's auch gesund,
Und schiebt es dampfend in den Schlund.
Doch ist's, das sollst du nie vergessen,
Gefährlich, heißes Brot zu essen,
Weil sich's im Halse nur zu leicht
Zum Klumpen ballt, der nimmer weicht.
Was du genossen zur Erquickung,
Bewirkt dann schmähliche Erstickung.
D'rum zähme deine Eßgefühle,
Bis sattsam sich das Brot verkühle.

Die Gefahren der Mehlmischung.

Dein Meister setzt vielleicht in Ruh'
Dem Mehl ein wenig Schwerspath zu,
Das fördert die Gesundheit nicht,
Doch wirkt es günstig auf's Gewicht.
Dann kauf dein Brot dir frisch und frei
In einer andern Bäckerei,
Denn besser ist's, du wirst's ermessen,
Daß And're deinen Schwerspath essen,
Als daß du selber dich verdirbst
Und an dem Mineralmehl stirbst.

Schlußfolgerung.

Befolgst du diese Lehren treulich,
So sind die Folgen höchst erfreulich.
Du kömmst trotz des Berufs Gefahren
Gesund und frisch zu hohen Jahren,
Und ziehst, hast du gemacht dein Glück,
Dich fröhlich als Rentier zurück.
Herr Bödiker, so klug und listig,
Muß gänzlich ändern die Statistik.
Du lachst im sichern Bäckerhaus
Den Bergmann in der Tiefe aus.
(Kladderadatsch.)

Vor Gericht.

Richter: „An welchen Orten haben Sie die letzten drei Monate vor Ihrer Verhaftung gearbeitet?"—Angeklagter: „Verzeihen Sie, Herr Richter, das weiß ich nicht mehr, weil ich unter falschem Namen lebte."

Ein neunzigjähriger Bauer aus einem Dorfe ist zur Ceremonie der Fußwaschung berufen, und entschließt sich, den Weg dahin zu Fuß zu machen; sein Sohn, ein angehender Siebziger, begleitet ihn. Unterwegs wird der Sohn müde und will ein wenig ausruhen. „Ja, ja," sagt der Vater, „so geht's, wenn man so an' Lausbub'n mitnimmt!"

Beim Militär-Examen.

Unteroffizier: „Durch was wird unsere Armee gestärkt?"

Soldat: „Wenn jeder Mann täglich ein Glas guten Cognac erhält!"

Unteroffizier: „Schafskopf! Unsere Armee wird dadurch gestärkt, wenn sie um so und so viel Regimenter vermehrt wird!"

Sinnreicher Taufname.

„Weißt' Frau, wie unser kleines Mädele heißen soll? — Weil wir jetzt sieben Jahr auf ein Mädele gelauert haben, so soll es Laura heißen."

Technische Ausdrücke für „Hauen".

Die Schneider sagen: Jemand in die Scheere nehmen und ihm ordentlich die Rocknähte ausbügeln; die Färber: tüchtig bläuen; die Schuster: garstig versohlen; die Gerber: tüchtig walken und den Pudel gerben; die Landleute: dreschen; die Zimmerleute: verkannten; die Schlächter: die Hammelbeine langziehen; die Cigarrenarbeiter: vertobaken; die Musikanten: eins aus dem ff aufblasen.

Heirathsgut.

A: „Herr Baron, Sie werden entschuldigen, daß ich Sie um ein kleines Darlehen bitte."—B: „Aber Sie sagten ja neulich erst, daß Sie noch 3000 Gulden hätten."—A. „Das ist allerdings richtig, aber da kann ich nicht d'ran."—B: „Wie so?"—A: Ja wissen Sie, Herr Baron, die Sache mit den 3000 Gulden verhält sich so: Als ich meine Frau heirathete, sagte sie zu mir: „Mein lieber Alphons, Du bist mir so lieb wie 1000 Gulden!"—„Und Du", sagte ich, „wie 2000!" macht 3000 Gulden."

D' Stadtmilli.

(Altbayerisch.)

Bei'm Veichtenbauern z' Eschenborn
San' d' Küh' im Stall g'rad' g'molkn wor'n;
Der Bauer find't si' pünktli' ein,
Und schütt' in d' Milli Wassa 'nein.

Die Bäuerin, die woaß des net,
Daß aa' ihr Mann des G'schäft vers